Tusche), ausgeleuchtet, schön, schwarz, vorher und nachher. Ich verkaufe sehr gute Tinte, der erste Ankauf ist sehr theuer. Diese Tinte ist schwer, sie ist aus Gold, niemand kann solche Tinte machen. Andere machen Tinte, um Geld zu verdienen, und um zu betrügen, ich allein mache sie um der Ehre willen. Viele vornehme Leute kennen meine Tinte, meine Familie betrügt nie. Ich mache Tinte für den Kaiser und alle Mandarinen, die ihn umgeben. Alle Leute von einiger Bedeutung müssen in meine Bude kommen und meinen Namen wissen: Ungwanschi Cotschu."

* **Der fetteste Mann von Brooklyn.** In Brooklyn starb kürzlich, wie die Newyorker Staatszeitung mittheilt, im Alter von 39 Jahren G. A. Schachtel, welcher sich rühmen konnte, der fetteste Mann in der Stadt zu sein. Das Körpergewicht desselben betrug nicht weniger als 410 Pfd., und der Sarg, in welchen der Verstorbene gebettet wurde, war 8 Fuß lang, 2 Fuß 10 Zoll breit und 2½ Fuß hoch. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß Schachtel, welcher von deutschen Eltern abstammte, bei Lebzeiten nicht schwerfällig und plump war, sondern sich mit staunenswerther Behendigkeit bewegte. Sein Tod erfolgte keineswegs infolge seiner abnormen Dicke, sondern wurde durch einen Anfall von Gesichtsrose herbeigeführt.

* **Ein ganz vorzügliches Mittel, lästige Gläubiger los zu werden,** ersannen die Guisen, welche nach dem Tode König Heinrich des Zweiten von Frankreich die Regierung im Namen des sechzehnjährigen Thronfolgers führten. Da nämlich nach dem Ableben des Königs die Gläubiger der königlichen Kammer schaarenweise nach Paris kamen, und einige unter ihnen heftig darauf drangen, ihre Forderungen ausbezahlt zu erhalten, die Guisen aber weder Geld noch Lust hatten, dieses zu thun, ließen sie auf einem Hauptplatze von Paris einen hohen Galgen errichten und eine Bekanntmachung folgenden Inhalts daran heften: „Ein jeder, weß Standes er auch sein mag, der sich wegen Forderungen an die königliche Kammer in Paris aufhält, wird hierdurch angewiesen, Hof und Stadt innerhalb 24 Stunden zu verlassen; wer diesem Befehl nicht Folge leistet, wird ohne Gnade an diesem Galgen aufgehängt." Das Mittel brachte Beweglichkeit selbst in die bockbeinigsten Gläubiger.

* **Gegenseitige Beaufsichtigung.** Schreiber (zum Fenster hinausschauend): „Jetzt seh' ich dem Maurer da drüben schon drei Stunden zu, aber auch keinen Stein hat der Kerl bisher angefaßt. Jetzt möcht' ich nur wissen, wofür solche Leute alle Sonnabend ihr Geld einstreichen." — Maurer: „Jetzt guckt der Schreiberknecht scho' drei g'schlagene Stund zu mir 'rüber und hat in dera ganze Zeit noch koi Feder a'g'recht. Jetzt möcht i nur wissa, für was so Tagdieb' ihr B'soldung ei'nemmet."

* **In der Zeit der Maskenbälle.** Frau A.: „Denken Sie, mein Mann wollte zuerst gar nichts von dem Maskenball wissen — er sagte mir, es koste zu viel." — Frau L.: „Und was versetzten Sie darauf?" — Stimme der kleinen Minna aus dem Hintergrunde: „Die silbernen Löffel."

* **Beim Kaufmann:** „Jeden Sie mich ein halbes Pfund Thee." — „Welche Sorte belieben Sie, Fräulein Justo, grünen oder schwarzen." — „Det is mir Wurscht, und meiner Madame ooch, denn die is, wie ihr Mann noch jestern sagte, farbenblind."

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Zur Errichtung eines Mozart-Denkmals in Berlin hat sich ein Comite gebildet, dem unter der Führung der Herren Professoren Joachim, Bargiel und Blumner die tonangebenden musikalischen Persönlichkeiten der Reichshauptstadt angehören. Ein diesbezüglicher Aufruf wird, wie das „B. T." meldet, in nächster Zukunft erlassen werden.

— Frau Schliemann hat, wie die „Tägl. Rundsch." erfährt, die Erklärung abgegeben, daß sie das Werk ihres Gatten fortsetzen wird.

?? Der bekannte Romanschriftsteller Du Boisgobey, dessen Romane auch ins Deutsche übersetzt sind, ist, wie man uns aus Paris schreibt, dort plötzlich an den Venen von der Paralyse ergriffen worden. Die Aerzte hoffen jedoch auf seine Wiederherstellung.

?? Teresina Tua, verehelichte Gräfin Franchi Verni, wird, wie man uns aus Rom schreibt, am 10. d. dort im teatro Costanji wieder ein Geigenkonzert geben. Die gefeierte Künstlerin wird also, nachdem sie Gattin und Mutter geworden, sich wieder ihrem Berufe widmen.

— Kleine Theater-Nachrichten. Die neue einaktige, preisgekrönte Oper „Cavalleria rusticana" (Ländliche Ritterlichkeit) von Pietro Mascagni, welche am letzten Sonnabend im Hamburger Stadt-Theater zur ersten Aufführung in Deutschland gelangte, hatte einen außerordentlichen Erfolg. Der 26jährige italienische Komponist, dessen Oper nach ihrem Erscheinen sofort in Rom aufgeführt und von allen italienischen Bühnen angenommen wurde, wird einstimmig als Nachfolger Verdi's genannt, dessen musikalischer Richtung aus der letzten Zeit er am nächsten steht. — Der berliner Rechtsanwalt Dr Grelling hat ein Schauspiel „Gleiches Recht" verfaßt, welches sich mit der Arbeiterfrage beschäftigt und von Direktor Barnay für das „Berliner Theater" angenommen sein soll.

*

* P. K. Roseggers Ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit 900 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. In ca. 115 Lieferungen, Lexikon-Oktav, à 50 Pf. (A. Hartlebens Verlag in Wien.) Die uns soeben zugegangenen Hefte 95 bis 104 beginnen den sechsten (Schluß-) Band der schönen Unternehmung mit den „Dorfsünden"; hieran schließen sich die „Feierabende" und mit der „Sonntagsruhe" soll dann die Sammlung harmonisch ausklingen, welche in den ersten Monaten 1891 vollendet vorliegen wird. Was wir Lobendes über den textlichen und illustrativen Inhalt dieses wahren Familienbuches bereits gesagt haben, können wir heute nur wiederholen und es berührt doppelt wohl, in der Zeit des starren Realismus dem idealisirenden Zuge der Rosegger'schen Muse zu folgen. Treu und wahr schildert der Autor zumeist das Leben und Treiben des Alpenvolkes, ohne sich jedoch auf dieses allein zu beschränken, auch andere Stoffe und Gestalten formt seine dichterische Feder; die bewährten Illustratoren A. Greil und A. Schmidhammer haben sich in ihre Aufgabe hineingelebt und interpretiren künstlerisch den Schriftsteller auf das trefflichste. Alles ist wahr, alles belebt sich vor dem Geiste des Lesers, aber Text und Bilder halten sich fern von der zerstörenden Doctrin unserer Tage: daß das Wahre stets auch unschön sein müsse. Wer noch Sinn und Gemüth für echten Idealismus hat, möge darum aus dem Born Rosegger'scher dichterischer Gestaltung schöpfen, dessen in unseren Tagen doppelt erfrischende Quelle in den Werken dieses Schriftstellers nie versiechend sprudelt.

* Hoffmann von Fallersleben. Gesammelte Werke. Band I. Berlin, F. Fontane. Geh. 3 M., geb. 4 M. Von der schönen Gesammt-Ausgabe der Werke Hoffmanns v. Fallersleben liegt jetzt der erste Band vor. Derselbe enthält die lyrischen Gedichte und zwar bringt er eine große Anzahl von bisher nicht gedruckten Sachen. — Zur Zeit, da man damit umgeht, dem Sänger von „Deutschland über Alles" auf dem wieder deutsch gewordenen Helgoland — das Gedicht entstand bekanntlich dort — ein Denkmal zu errichten, darf diese Gesammt-Ausgabe auf ein freudiges Willkommen rechnen.

* J. Wichern, Die Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege, ihre Entstehung und Organisation sowie ihre Thätigkeit in Deutsch-Ostafrika. Für die Mitglieder zusammengestellt. Preis 0,50 M. Berlin, 1890. Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Der Verfasser entwirft ein anschauliches Bild von der Arbeitsweise der Genossenschaft, eine eingehende Schilderung der technischen Ausbildung schließlich, gleichsam als Probe ihrer Brauchbarkeit, einen Bericht über die erste Bethätigung der Genossenschaft in Deutsch-Ostafrika und zerstreut so alle Zweifel an der prinzipiellen und sachlichen Organisation, eines Unternehmens von allgemeiner nationaler Bedeutung, welches eine wirksame Ergänzung zur allgemeinen Wehrpflicht bildet.

* Prometheus, Illustrirte Wochenschrift über die Fortschritte der angewandten Naturwissenschaften, herausgegeben von Dr. Otto N. Witt. 1. Jahrgang 1890. Mit 627 Abbildungen, Preis 12 M. Berlin, Verlag von Rudolf Mückenberger.

* Was lernen unsere Söhne! Was sollen sie lernen! Praktische Vorschläge zu einer neuen Schule mit einem Berufsplane und Stundenplänen von einem Ungenannten. Preis 1 M. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. 1891.

* Durch des Gartens kleine Wunderwelt von Heinrich Freiherr Schilling von Carlstatt mit 418 Originalzeichnungen. 1. Lieferung, in 10 Lfgn. à 2 M. Frankfurt a. O. Verlag von Trowitzsch & Sohn. Aus jeder Zeile spricht die Begeisterung für die Schönheiten der Wunder der Natur und die Begabung des Verfassers, auf das Gemüth des Lesers einzuwirken und ihm das Verständniß dieser Wunder zu erschließen; ein poetischer Hauch weht uns selbst aus den an sich trockensten Beobachtungen entgegen, wie dies z. B. gleich im ersten Abschnitt der Fall ist, in dem „Unsere Gartenerde; ihre Bestandtheile und Bewohner" besprochen werden. Die weiteren Abschnitte behandeln: Das Wasser im Garten; organisches Leben in denselben, das Pflanzenleben, Blumen- und Früchteleben, Gartengäste aus dem Insektenreich, kleine und kleinste Gartenbewohner, Beendigung des Jahreskreislaufs im Garten.

* Gabriel Max. Von Nikolaus Mann. Zweite vermehrte Auflage. Mit 21 Abbildungen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1890. Das Werk giebt ein treffendes Bild des Entwicklungsganges dieses eigenartigen Künstlers.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Albert Herling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 6. **Halle a. d. S., Donnerstag den 8. Januar** **1891.**

[35]

Der beste Freund.

Roman

von Ludwig Habicht.

18.

„Apropos, lieber Freund, wissen Sie auch, daß Sie Ihre Wette verloren haben," sagte einige Tage später Herr Helmke, während er mit Baron Seldenberg durch den Zwinger schlenderte.

„Welche Wette? Ich erinnere mich nicht?" fragte Seldenberg leichthin.

Helmke fühlte aber, wie der in dem seinigen ruhende Arm zuckte. „Ei, ich hätte Sie nicht für so vergeßlich gehalten," scherzte der alte Herr. „Sie sind doch nicht so ganz unbetheiligt an der Sache; ich meine unsere Wette in betreff des Professors Korte."

„Nun?" fragte Seldenberg gespannt und blieb stehen.

„Der Professor ist nicht todt."

Seldenberg schlug ein spöttisches Lachen auf, es klang aber gezwungen. „Bester Freund, wer hat Ihnen ein solches Märchen aufgebunden?"

„Es ist kein Märchen, sondern die Wahrheit; ich habe sie durch den sonderbarsten Zufall von der Welt entdeckt und das Versprechen gegeben, zu schweigen."

„Auch gegen Mademoiselle Engelhardt?"

„Gegen jedermann; es ist schon unrecht, daß ich Ihnen so viel gesagt habe, aber ich konnte mir den Triumph nicht versagen, Ihnen mitzutheilen, daß ich meine Wette gewonnen habe."

„Aber ich halte mich nicht verbunden zu schweigen!" rief der Baron in sittlicher Entrüstung auffahrend. „Die behagenswerthe junge Dame grämt sich um ihren Verlobten und man verheimlicht ihr seine Rettung. Das kann ich nicht dulden, ich eile zu ihr, um ihr die Nachricht zu bringen."

„Das werden Sie bleiben lassen, lieber Freund," sagte der alte Herr, ihm auf die Schulter klopfend, „denn von mir erfahren Sie nicht, wo der Professor steckt."

„Aber warum nicht?"

„Weil ich den braven Leuten, die ihn gerettet und verpflegt haben, mein Wort halten will und weil Mamsell Engelhardt wenig Freude am Wiederfinden des Professors haben würde."

„Wieso?"

„Er scheint nicht mehr ganz zurechnungsfähig zu sein!"

„Liebster Herr Helmke, Sie erzählen ja da eine wahre Räubergeschichte," versetzte der Baron mit einem leisen Lächeln, „verzeihen Sie, das klingt doch alles gar zu unglaublich."

„Unglaublich!" fuhr der alte Herr gekränkt auf; „meinen Sie, ich dürfte meinen eigenen Augen nicht trauen? Ich habe ja den Professor gesehen."

„Wo?"

„Nun, in dem Garten — wollte sagen an dem Ort, wo er sich befindet."

„Sie kennen ihn ja aber gar nicht."

„Nun hören Sie mal, das ist doch aber stark," entgegnete Helmke empfindlich. „Als ob ich nicht oft genug gehört hätte, wie er aussah, was er bei seinem Verschwinden für eine Kleidung trug und an welchem Tage er verunglückte."

„Und das stimmte alles?"

„Ganz genau. Der Gärtner hat mir die ganze Geschichte erzählt."

Seldenberg lächelte still vor sich hin. „Herr Helmke," sagte er, „gestehen Sie, Sie machen sich einen Scherz mit mir, es wäre ja ein gar zu merkwürdiger Zufall, daß Sie das just entdeckt hätten."

„Und doch ist's so!" rief der alte Herr immer eifriger werdend. „Sie wissen doch, ich habe der Baronin Wallwitz Georginenpflanzen versprochen, ich erkundige mich, wo ich die am besten bekomme, man weist mich irgend wohin, ich komme in den Garten, kaufe und da sehe ich aus einem Fenster scheu und ängstlich ein blasses Gesicht blicken und wieder verschwinden. Daraufhin hat mir denn der Mann die Geschichte erzählt."

„Welche Geschichte?"

„Ach, Sie haben aber auch eine Geschicklichkeit, einem die Dinge abzufragen, na meinetwegen, das kann ich Ihnen erzählen, Sie wissen ja doch nicht, wo er ist."

„Nein," seufzte Seldenberg, „darin scheinen Sie unerbittlich zu sein, also lasse Sie mich wenigstens das hören."

„Nun, also Korte muß an dem Abend, als er von Loschwitz nach Dresden ging, noch irgendwo eingekehrt sein und etwas getrunken haben, das ihn berauschte, denn nur so läßt es sich erklären, daß er den Weg verfehlt hat und den Abhang nach der Elbe hinuntergestürzt ist. Er hat ein großes Tuch um sich geschlagen gehabt, das ist an dem Weidengestrüpp hängen geblieben, und hat ihn vor dem Fall ins Wasser bewahrt, dagegen hat er sich an den scharfen, spitzen Kieselsteinen ein paar recht gefährliche Verletzungen am Kopfe zugezogen. Mein Gärtner kam mit seinem Burschen und einem Handwagen noch spät des Weges, sie hörten ihn wimmern, stiegen hinunter, schleppten ihn hinauf, luden ihn auf und brachten ihn nach Dresden."

„Warum schafften sie ihn nicht in seine Wohnung?"

„Sie wußten ja nicht, wer er war und er sagte auch bis heute seinen Namen nicht, er behauptet, er sei unter Mörder gefallen, und wenn die wüßten, daß er noch lebe, stellten sie ihm von neuem nach."

„Haben denn aber die Leute die Bekanntmachung nicht gelesen?"

„Ach nein, solche Leute lesen keine Zeitungen und bekümmern sich nicht um das, was in der Welt vorgeht. Der Unglückliche jammert sie, Geld um seine Bedürfnisse zu bezahlen hat er noch bei sich gehabt und so thaten sie ihm den Willen."

„Das kann doch aber nicht immer so fortgehen."

„Dasselbe habe ich dem Manne gesagt, da hat er mich denn mit aufgehobenen Händen gebeten, ich möchte die Dinge eine Weile noch so gehen lassen, vielleicht käme sein Kranker bald wieder zur Vernunft, er hätte ihn doch jetzt so weit, daß er des Abends im Dunkeln ganz vernünftig ein wenig ausgehe."

„So, er geht aus?" fragte Seldenberg schnell.

„Ja im Finstern, auf einsamen Wegen, wo ihn niemand sieht."

„Warum schweigen aber die Leute nur?"

„Aus Furcht; ob sie glauben für Mörder gehalten zu werden oder unter die Mörder zu fallen, ist mir nicht klar."

„Jetzt aber, wo sie wissen, daß es der Professor Korte ist —"

„Nun ist dem armen Manne erst recht himmelangst geworden, daß er die Sache so lange verschwiegen hat, und er hat mich so lange gebeten, ihn nicht zu verrathen, bis ich's ihm versprochen habe."

„Es ist aber doch ein großes Unrecht gegen Mamsell Engelhardt."

„Sie verliert an dem Bräutigam nichts, denn er kommt nie wieder zur Vernunft und sie hat sich ja wohl auch schon getröstet," antwortete Helmke mit einem sehr pfiffigen Lächeln.

„Werden Sie es wirklich übers Herz bringen, ihr nichts zu sagen?" forschte der Baron mit einem lauernden Blick.

„Wer weiß, ob ich's könnte, glücklicherweise komme ich nicht in die Versuchung, ich sehe sie die nächsten Wochen nicht."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910108059/fragment/page=0001

„Wieso?"

„Ach, das habe ich über die Geschichte vergessen, Ihnen zu erzählen; der Freund, von dem ich schon öfter mit Ihnen sprach, hat mir heute geschrieben, daß er in Leipzig ist und mich erwartet. Ich fahre morgen früh mit Extrapost hin und habe schon einen Brief an Mademoiselle Engelhardt geschrieben, um mich zu empfehlen. Es ist mir ganz recht, daß sich's so trifft."

„Und wie lange bleiben Sie?"

„Vierzehn Tage, drei Wochen, je nachdem."

„Und Sie wollen mir wirklich den Aufenthalt des Professors nicht nennen? Bedenken Sie doch, wir waren Freunde, es könnte ihm vielleicht nützen, wenn ich ihn aufsuchte."

Helmke wehrte mit beiden Händen. „Nichts da, nichts da, ich habe mein Wort gegeben! Ein wahres Glück, daß wir da an meinem Hotel sind, Sie überredeten mich zuletzt doch noch."

„O nein, Sie sind ein Fels von Erz. Also leben Sie wohl, mein Freund, hoffentlich sind Sie nach Ihrer Rückkehr weniger unerbittlich."

„Sehe ich Sie heute nicht noch?"

„Ich bedaure unendlich, ich bin für heute abend beim Hofmarschall v. Racknitz versagt."

„Viel Vergnügen und auf Wiedersehen."

Beide schüttelten sich die Hände.

„Alter Tropf," lachte der Baron, als Helmke verschwunden war, „du bist wahrhaftig nicht der Mann, ein Geheimniß zu bewahren. Ob nur an der Geschichte etwas sein mag? Nun, das Gartenhaus, wo er die Georginen gekauft hat, will ich bald herausbekommen, und das Uebrige wird sich finden. Auf alle Fälle will ich aber jetzt Gewißheit bei Eugenie haben; sollte alles fehlschlagen und der Mensch wieder auftauchen, so hätte er doch das Nachsehen."

Während Seldenberg sich in diesen Gedanken erging, hielt der vermeintliche Tropf auch ein Selbstgespräch, das noch viel weniger schmeichelhaft für jenen lautete: „Betrogener Betrüger, du gehst mir in die Schlinge," murmelte er, „nun, du sollst deinen Freund Helmke heute zum letztenmale gesehen haben, wenn wir uns wieder treffen, sollst du mich in meiner wahren Gestalt kennen lernen. Wenn mir nur jetzt Eugenie und Korte keine Streiche spielen, so sind wir geborgen." Die letztere Voraussetzung traf freilich nicht zu.

Der Professor hatte Wittig nur sehr nothgedrungen das Versprechen gegeben, sich noch auf unbestimmte Zeit in Meißen verborgen zu halten, und sah bald die Unmöglichkeit ein, dies zu thun. Die Schwäche und Gleichgiltigkeit, die sich seiner bemächtigt gehabt, war nach den ihm gewordenen Enthüllungen gleich morsch gewordenen Fesseln von ihm abgefallen. Lebenslust und Lebenshoffnungen erfüllten ihn wieder. Er wartete in fieberhafter Ungeduld, daß der ihm verheißene Bote mit Nachrichten kommen sollte, und als der ausblieb, überraschte er seine Pflegerin eines Morgens mit dem Verlangen, ihm ein Fuhrwerk zu besorgen, da er nach Dresden fahren wolle.

Mariens Augen füllten sich mit Thränen. „Sie wollen fort?" stammelte sie und sah Korte mit einem Blick so voll Schmerz und Liebe an, daß dieser sich tief bewegt davon fühlte.

„Ich kann ja nicht immer hier bleiben, liebe Marie," sagte er weich. „Ich muß zurück zu meinem Amte, zu meinen Freunden."

„Und Sie werden mich vergessen," schluchzte sie plötzlich auf.

„Nie, nie in meinem Leben," versicherte Korte, ihre beiden Hände in die seinigen nehmend, „ich weiß, was ich dir zu danken habe, nur deiner aufopfernden Pflege verdanke ich mein Leben."

„O, o, was soll ich anfangen, wenn Sie fort sind, ich habe ja nur den einen Gedanken an Sie, ich glaubte, es müsse immer, immer so fortgehen. O kommen Sie wieder, holen Sie mich, dann ist alles gut, aber lassen Sie mich nicht so lange warten, ehe Christian heimkehrt."

Korte stand von den widerstreitendsten Empfindungen bewegt. Er brachte es nicht übers Herz, ihren süßen Wahn zu zerstören, und doch konnte er sie nicht darin lassen, sein Ehrgefühl verbot ihm, mit einer Lüge von ihr zu gehen.

„Liebe Marie, du bist sehr hold und gut," sagte er, sie sanft von sich losmachend, „jeder Mann, dem du deine Liebe schenkst, muß sich stolz und glücklich fühlen —"

„Ich liebe nur Sie," sagte sie mit köstlicher Naivetät.

„Ich liebe dich auch, du süße Blume, aber wie der Bruder die Schwester, wie man alles Schöne und Reine liebt, was man auf seinem Lebenswege findet, aber eine andere Liebe habe ich nicht für dich."

„Ich bin Ihnen zu dumm, zu unwissend," schluchzte sie wieder, „Sie denken, Sie müssen sich meiner schämen."

„Kein König brauchte sich zu schämen, dich zur Theilnehmerin seines Thrones zu machen," erwiderte Korte. „Hätte ich dich früher kennen gelernt, deine Schönheit, deine Güte hätten mein ganzes Herz erfüllt, aber das Bild meiner Braut wohnte schon darin, und neben diesem hat kein anderes Raum."

„Ihre Braut?" wiederholte sie, „die sich nicht um Sie bekümmert, die sich mit einem andern verlobt hat! An die denken Sie noch immer?"

„Es ist nicht wahr, sie ist nicht verlobt, ich bin getäuscht worden, halte mich nicht zurück, ich muß fort!"

In diesem Augenblicke trat Lotte in die Stube, neugierig, was das lebhafte Sprechen zwischen dem Professor und Marie zu bedeuten habe.

Die letztere flog ihr entgegen, schlang die Arme um den Hals der Schwester, barg ihr Köpfchen an deren Brust und schluchzte: „Lotte, Lotte, er will fort, er will noch in dieser Stunde nach Dresden! —"

„Ja, Kind, immer kann er doch nicht hier bleiben, er muß ja endlich wieder in seine Schule, aber so schnell braucht's ja nicht zu sein, wir können uns schon in ein paar Tagen fertig machen und mitgehen," sagte die Schwester, in der Meinung, Korte habe sich nun erklärt.

„Ich danke Ihnen, ich bedarf Ihrer nicht, meine gute Frau."

„Was?" fuhr Lotte auf, „Sie denken etwa, ich soll Ihnen Marie allein mitgeben, daraus wird nichts."

„Ich will auch Marie nicht mitnehmen —"

„Er geht für immer fort, er geht zu seiner Braut," weinte Marie.

Jetzt ging Lotte erst ein Licht auf. Sie schob die Schwester von sich und trat mit drohender Geberde vor den Professor hin. „Sie wollen Marie verlassen? Sie haben mit dem armen Kinde nur Ihr Spiel getrieben? Das ist ja eine Schändlichkeit."

(Forts. folgt.)

Wo Barthel den Most holt.

Von P. K. Rosegger.

Daheim bei meinem Vater ging's eigentlich immer hoch her, denn wir wohnten auf einem dreitausend Fuß hohen Berg — und den Witz hat der Knecht Barthel aufgebracht. Wenn aber ein fruchtbares Jahr mit gutem Kornbau, glücklicher Viehzucht oder einem erfreulichen Holzgeschäft gewesen war, so legten wir uns nach dem lastvollen Sommer einen ganz besonders fröhlichen Winter bei. Die einen thaten tagsüber Korn dreschen, die anderen Vieh füttern, die Weibsleute Flachs und Hänfe spinnen, und am Abend kamen wir zusammen in die Stube um den warmen Ofen und den großen Tisch und thaten plaudern, singen, Geschichten erzählen, Most trinken und bisweilen auch ein wenig scherzen miteinand.

Unter Most, den wir tranken, ist gegohrener Wein zu verstehen, der aber nicht aus den Fichten- und Lärchenzapfen gepreßt wurde, die auf unseren Bäumen hingen, sondern aus den köstlichen Borsdorfer, Weizer und Pillauer Aepfeln, die draußen im weiten Lande wuchsen. Die Wirthe drüben im Pfarrdorf verkauften ihre Getränke nicht allein in Gläsern und Krügen, sondern auch in Fässern. Schickte dann in manchem Jahr mein Vater so etliche Tage vor Weihnachten den Knecht mit einem Paar Ochsen und Schlitten aus, um Most zu kaufen. An solchen Tagen waren wir Kinder arg aufgeregt: „Heut kommt der Most! Heut kommt der Most!" Jedes richtete sich ein Geschirrlein her, um — wenn das Glück im Fasse heimkam — alsbald etwelches ins Glas, ins Töpfchen, ins Schüsselchen herausspruden zu lassen und zu verkosten. In meinem Leben werde ich nichts Schöneres mehr sehen, als jenes grünglasirte Trinkkrügel war, das ich unter die Pipe halten durfte; klare Tröpflein schwitzte es, und der eiskalte Most prickelte so unvergleichlich in die Nase, wie gar nichts sonst so fein prickelt auf dieser Welt.

Es war bisweilen gewesen, daß die Geister gestockt hatten des Abends in der Stube. Der Jungknecht wollte nicht Zither

spielen, es sei eine Saite gesprungen. Der Altknecht wollte nicht Geschichten erzählen, er sei schläfrig; der Weidknecht gab keine Räthselfragen zum Besten; er sagte, er müsse Hosen flicken, und dabei fiele einem nichts Rechtes ein. Die Stallmagd wollte nicht singen, sie war brummig, und wenn ihr einer was Liebes ins Ohr „dritscheln" wollte, so gab sie ihm einen Stoß mit dem Ellbogen, der woltern spitzig war. Wenn aber an solch langen Winterabenden in der Stube der Mostkrug kreiste, da ward es ehestens anders. Der Jungknecht griff in sein Saitenspiel; der Altknecht stopfte sein Rauchzeug und hub eine Mär an; der Barthel fragte, wo der Adam den ersten Löffel genommen, und die Stallmagd ließ das „schöne Schweizermadel, ihre Haar sein voller Drabel" aus der Kehle wirbeln. Weil ich in solch ergiebigen Stunden nicht wußte, wohin mein Ohr zu wenden, so hub auch ich hell an zu jauchzen und zu jodeln. — All das zusammen waren eigentlich nicht wir, es war der Most, und man möchte es nicht glauben, wie schön so ein frischer Trunk Zither spielen und singen kann.

War es denn auch einmal vor Weihnachten, daß mein Vater zum Weidknecht Barthel sagte: „Bua Barthel, spann die zwei falben Ochsen an den Schlitten und fahr' um Most. Zum Kirchenwirth fahrst. Da hast sieben Gulden auf einen Halben (halben Startin); was über bleibt, gehört dein. Aber daß er verjesen (ausgegohren) ist! Und bring ihn gut heim."

Der Knecht spannt ein, thut Ketten und Stricke auf den Schlitten, daß er das Faß tapfer festbinden kann, setzt sich darauf und sagt: „Vorwärts im Gottesnam', daß nichts bricht und fallt nichts z'samm'!" Und fährt munter davon.

Wie er mit seinem Fuhrwerk hinter den Schachen kommt, wo die zwei Wege sich theilen — der eine geht eben über die Höhe hinaus ins Kirchdorf, der andere führt steil in das Engthal hinab zum Grabenwirth — da sagt der Barthel zu den Ochsen: „Was werden wir da gar zum Kirchenwirth hinaustrotteln, Most hat auch der Grabenwirth und einen viel besseren." Wirft die Sperrkette unter die Schlittenkufe und tutscht in das Thal hinab. Beim Grabenwirth fährt er in den Hof, spannt aus, thut die Ochsen in den Stall und geht in die Stube.

„Was schafft, Barthel?" fragt die Kellnerin, die junge Ziehtochter des kinderlosen Grabenwirthes.

„Most," sagte der Knecht.

„Eine Halbe?"

„Mehr!"

„Hast denn du heut' einen so großen Durst?" sagt die Kellnerin schmunzelnd und stellt ihm eine Maß hin.

„Finerl," sagt der Barthel — da hat er sie schon bei der Hand erwischt — „eine Maß ist viel zu wenig. Du kannst dir gar nicht denken, wie viel ich heute haben will . . ."

Jetzt treffen sich ihre Blicke, und nun weiß man schon, was es geschlagen hat. Uebel ist sie nicht, die Finerl, wem ihr strohgelbes Haar und ihre Sommersprossen gefallen, die auch im Winter dableiben, weil es im Herzlein der lustigen Kellnerin immer Sommer ist. Daß ich alles sage: Wenige Wochen vor diesem Tage schien es, als wollte bei der Finerl plötzlich Winter kommen. Ein Zahn war ihr ausgefallen über Nacht; darüber grämte sie sich schier zu Tod, und die Gäste verwunderten sich baß, warum die sonst so schäferlustige Kellnerin kein Wort mehr sprach. Aber sie getraute sich den Mund nicht mehr zu öffnen, obwohl man die Lücke gar nicht gesehen hätte. Da kam der Barthel vom Berg herab, der machte sie lachen, und als sie selbander den ausgefallenen Zahn bedauerten, fanden sie gleichzeitig, daß wieder frisch einer nachwuchs.

Heute ist der junge Sprößling schon so weit, daß die Finerl nach Herzenslust lachen darf, und das thut sie denn auch, und der Barthel hilft ihr. Ein gelachtes Duett ist noch weit schöner als ein gesungenes.

Am Oestisch sitzt aber Einer, dem dieses Duett gar nicht gefällt. Der Fuhrknecht Zengg ist es, eine aufgedunsene Rothhaut in blauer Bluse, säuft wie ein Faß und ist verliebt wie ein Kaninchen. Er trägt Silbergeld bei sich, eine schwere silberne Uhrkette und hat den Aberglauben, daß alle Dirndeln in ihn verliebt sein müßten. Etliche thun auch so und hören seine versilberten Liebesschwüre nicht ungern. Sein stärkstes Verlangen aber geht nach Sommersprößlein und Weizenstroh; und jetzt macht sich dort der verdammte Bauernkümmel an dieses Gewächs.

„Eine Halbe Guldenwein!" knurrt der Fuhrknecht Zengg und stößt sein Glas auf den Tisch. Er ist keiner der Apfelmost trinkt, er mag nur Guldenwein!

„Katherl!" ruft die Kellnerin in die Küche hinaus, „sei so gut, bring dem Zengg eine Halbe Guldenwein!"

Kommt der alte keifende Hausdrache, die Schwester der Grabenwirthin, und bringt das Verlangte. Und die Finerl hockt beim „Bauernkümmel" wie angenagelt.

Endlich tritt der Wirth in die Stube, da wird das Mostgeschäft abgethan.

„Sechs ein halb Gulden, weil du's bist," sagt der Grabenwirth, „aber das Faß kommt zurück."

„Es gilt."

„Alsdann laß ich aufpacken. Trink, was du magst, es geht ein."

Jetzt kommt auch zum Barthel Guldenwein, die Finerl bringt ihn; auch Kletzenbrot zum Dazubeißen, oder eine Cigarre, was er halt lieber hat, sagt sie und setzt sich wieder an seine Seite. — Gott, wie schön ist die Welt!

Nach einer Weile füllt dem Barthel ein, er müsse nachsehen gehen, was die Ochsen machen im Stall. Sie sollen Heu kriegen, und er könne seinen Wein auch draußen austrinken, er sei nicht dafür: Alles auf einmal in die Gurgel. Er wolle länger was haben.

Geht also hinaus, und die Finerl trägt ihm den Wein nach.

Denkt sich der Fuhrknecht Zenga: Schau, schau, die sind gescheit! — Er sieht nämlich durch das Fenster Schneeschaufler die den Schnee aus dem Weg in den Bach werfen — da trägt ihn das Wasser davon.

(Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

* **Hyrtl, der große wiener Anatom,** dessen 80. Geburtstag vor kurzem festlich begangen wurde, war in der wissenschaftlichen Welt wie im Leben eine gleich auffallende und eigenartige Erscheinung. Gern erinnern sich Berufsgenossen, frühere Schüler und Freunde der vielen fesselnden Züge des bedeutenden Mannes und zahlreicher Geschichten, die sein harmloser Humor durchleuchtet. Er war die denkbar schlichteste und anspruchslosete Persönlichkeit; aus Prunk und Schmuck machte er sich gar nichts, an sich selbst so wenig wie bei andern. Einmal — so erzählt man der „Köln. Volksztg." — bemerkte er bei einem seiner Schüler eine werthvolle Busen-Nadel; indem er mit dem Finger auf sie zeigte, fragte er den Besitzer: „Welche anatomischen Partien befinden sich unter dieser Nadel?" Der Student sah ihn verblüfft an und blieb die Antwort schuldig. „Ich habe gemeint," scherzte Hyrtl, „Sie hätten das bunte Ding aufgesteckt, um uns auf Ihre Kenntniß der betreffenden Partien aufmerksam zu machen." Er nahm dann die Nadel, steckte sie in den entsprechenden Theil des auf dem Steintisch liegenden Leichnams und nannte und erklärte nun die sämmtlichen durchstochenen Theile. — Auf dem Alsergrund, in der Nähe des anatomischen Instituts, der alten Gewehrfabrik, war die Gestalt Hyrtl's vielen Leuten bekannt, aber die wenigsten wußten, wer der auffallende Mann war. Er fiel namentlich in der kälteren Jahreszeit auf, wenn er seinen alten Regenmantel trug. Dieser mag ein Familienstück gewesen sein; er hatte eine Anzahl kleiner Kragen, wie das vor etwa hundert Jahren Mode war. Der graue alte Mantel, die etwas gebückte Gestalt mit dem bleichen hohlen Gesicht erweckten hier und da das Mitgefühl eines Begegnenden, und da soll es vorgekommen sein, daß ein Herr ihm einmal eine kleine Münze in die Hand drückte. Hyrtl fuhr aus seinen Gedanken empor, betrachtete die Münze nachdenklich und überreichte sie dann gelassen einer alten Frau am Schottenthor, die er oft mit Almosen bedachte. — Seinen Prüflingen gab er sich mit jovialer Liebenswürdigkeit, die öfters mit Sarkasmus gesalzen war. Die neue „Rigorosen-Ordnung" schrieb vor, daß der Student die einzelnen Knochen ihrer Lage im Körper nach genau bestimmen sollte, ob sie der rechten oder linken Seite angehörten. Hyrtl legte einem Kandidaten einen Oberschenkelknochen vor mit der Frage nach der betr. Seite des Körpers. Der Kandidat erklärte sich für die rechte und Hyrtl stimmte ihm bei. Hierauf reichte er dem Kandidaten ein Schienbein, welches dieser als der linken Seite angehörig bezeichnete. Darauf Hyrtl: „Merken Sie sich eins: ich pflege einen Studenten niemals zu täuschen. Wenn er von mir den rechten Oberschenkel erhält, bekommt er auch den dazu gehörigen rechten Unterschenkel." — Ein anderer Kandidat konnte ihm keine einzige Frage beantworten. Hyrtl fragte ihn endlich: „Wo wohnen Sie?" Der Gefragte nannte eine Gasse, die Hyrtl unbekannt war, und dieser meinte: „Sehen Sie, so ist die Wissenschaft getheilt. Sie wissen keine Anatomie und ich weiß nicht, wo Sie wohnen." — Eine lustige Geschichte erzählte man auf dem Alsergrund über den Zwist zwischen Hyrtl und Brücke, die sich in manchen anatomischen Fragen nicht einigen konnten. Hyrtl hatte eine Zeit lang allerhand Grünzeug mit in den Saal gebracht; er trug es in den Taschen und verlor auch Haferkörner, wenn er sein Schnupftuch hervorzog. Eines Tages wurde die Sache aufgeklärt. Prof. Brücke machte beständig Versuche über die Gewichtsabnahme des Körpers infolge des Hungerns. Er verwendete zu diesen Versuchen Kaninchen. Die Thiere wurden jeden Tag gewogen und zeigten mit hartnäckiger Bosheit von Tag zu Tag eine größere Gewichtszunahme. Kein Wunder! Denn Hyrtl fütterte die Thiere jeden Tag fürsorglich von einem Gangfenster aus.

* **Chinesische Waaren-Anpreisung.** Zu Anfang dieses Jahrhunderts gab ein Reisender folgende wörtliche Uebersetzung des Aushängeschildes an der Bude eines chinesischen Tintenfabrikanten: „Sehr gute Tinte, sehr schöne, sehr alte Bude. Mein Großvater, mein Vater und ich, wir machen diese Tinte. Sie ist schön und hart, sehr hart, (die Chinesen schreiben mit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910108059/fragment/page=0002